

Raus aus den Blasen

Das Magazin # 2
Volkstheater 2019/20

Ein Projekt des
Jungen Volkstheaters
in Margareten und
Meidling im Rahmen
von *Stadtlabore*, einer
Initiative der Stadt
Wien für die Bezirke
stadtlabore.wien.gv.at

Die Zeichnungen
in dieser Ausgabe
stammen von
Constanze Stahr.



Raus aus der eigenen Blase

Das Junge Volkstheater hört hin

VOLKSTHEATER



volkshilfe.



Raunen

In dieser Ausgabe des *Raunen*-Magazins hätten wir Ihnen und euch das Programm des großen *Lauter*-Festivals im Juni vorgestellt. Mehrere Monate wurde geforscht und geprobt, die Planungen liefen auf Hochtouren. In den ersten Tagen der Beschränkungen des öffentlichen Lebens gingen die Vorbereitungen unter unsicheren Vorzeichen weiter, Proben und Gespräche fanden online statt. Seit dem 6. April und dem angekündigten Veranstaltungsverbot bis Ende Juni ist nun definitiv klar, dass das Festival nicht in seiner geplanten Form stattfinden wird. Noch ist offen, ob und wie die Arbeit digital fortgesetzt wird – erste Ansätze sind in diesem Magazin nachzulesen. Aber vor allem wollen wir mit dieser Ausgabe unser Ziel weiterverfolgen, Stimmen hörbar zu machen, die im allgemeinen Raunen und gerade in dieser chaotischen Zeit untergehen. Wir haben dafür mit Wissenschaftler/innen, sozialen Partnereinrichtungen und Expert/innen des Alltags gesprochen.

Aus Platzgründen wurden die Artikel in diesem Magazin teilweise gekürzt. Die kompletten und noch weitere Artikel gibt es zu lesen unter www.volkstheater.at/festival/raunen/



Eine anregende Lektüre wünschen Constance Cauers, Malte Andritter und das Team des Jungen Volkstheaters

KÜNSTLERISCHE LEITUNG Constance Cauers, Malte Andritter
DRAMATURGIE Michael Isenberg, Veronika Maurer
ASSISTENZ Ines Kaiser, Franziska Kuen, Isabella Haag, Sumejja Dizdarević, Stella Radovan
KÜNSTLERISCHE MITARBEIT Jasmin Avissar, Ines Kaiser, Franziska Kuen, Teresa Mossbauer, Leni Plöchl, Nadine Quittner, Judith Rücker, Paul Spittler, Constanze Stahr

Das Fenster zur Welt ist für viele geschlossen

Elke Probst ist Leiterin des Verein Zentrum Aichholzgasse (VZA), einem offenen Jugend- und Theaterzentrum in Meidling. Seit Oktober kooperiert das Junge Volkstheater im Rahmen des Stadtlabors mit dem VZA. Im Gespräch mit Malte Andritter erzählt Elke Probst, wie sich die Jugendarbeit in der Zeit der Quarantäne verändert hat.

Was bedeutet es für die Kinder und Jugendlichen, dass sie in ihrer Freizeit nicht mehr in eure Einrichtung kommen können?

Bei uns gibt es verschiedene Freizeitangebote, die Kinder und Jugendlichen können sich aber auch selbst mit eigenen Ideen einbringen. Aber natürlich geht es vor allem um Beziehungsarbeit. Die Kinder und Jugendlichen haben in den pädagogischen Mitarbeiter/innen Vertraute, sie sind Ansprechpersonen für alle Lebenslagen. Und dabei spielt der persönliche Kontakt natürlich eine große Rolle. Diesen Kontakt zu halten ist in Zeiten des „physical distancing“ sehr schwierig. Wir gehen zudem davon aus, dass unsere Zielgruppe teilweise in sehr engen Wohnverhältnissen lebt, das soziale Gefüge in den Familien ist meist nicht so einfach und bietet einigen Sprengstoff. Deshalb versuchen wir, mit allen Kindern telefonisch oder per Internet Kontakt zu halten. Wir haben auch Zeiten festgelegt, zu denen man uns erreichen kann – per Telefon, Whatsapp oder über die Hausaufgabenhilfe via Instagram. Wir haben aber den Eindruck, dass wir einige von ihnen gar nicht erwischen. Viele in

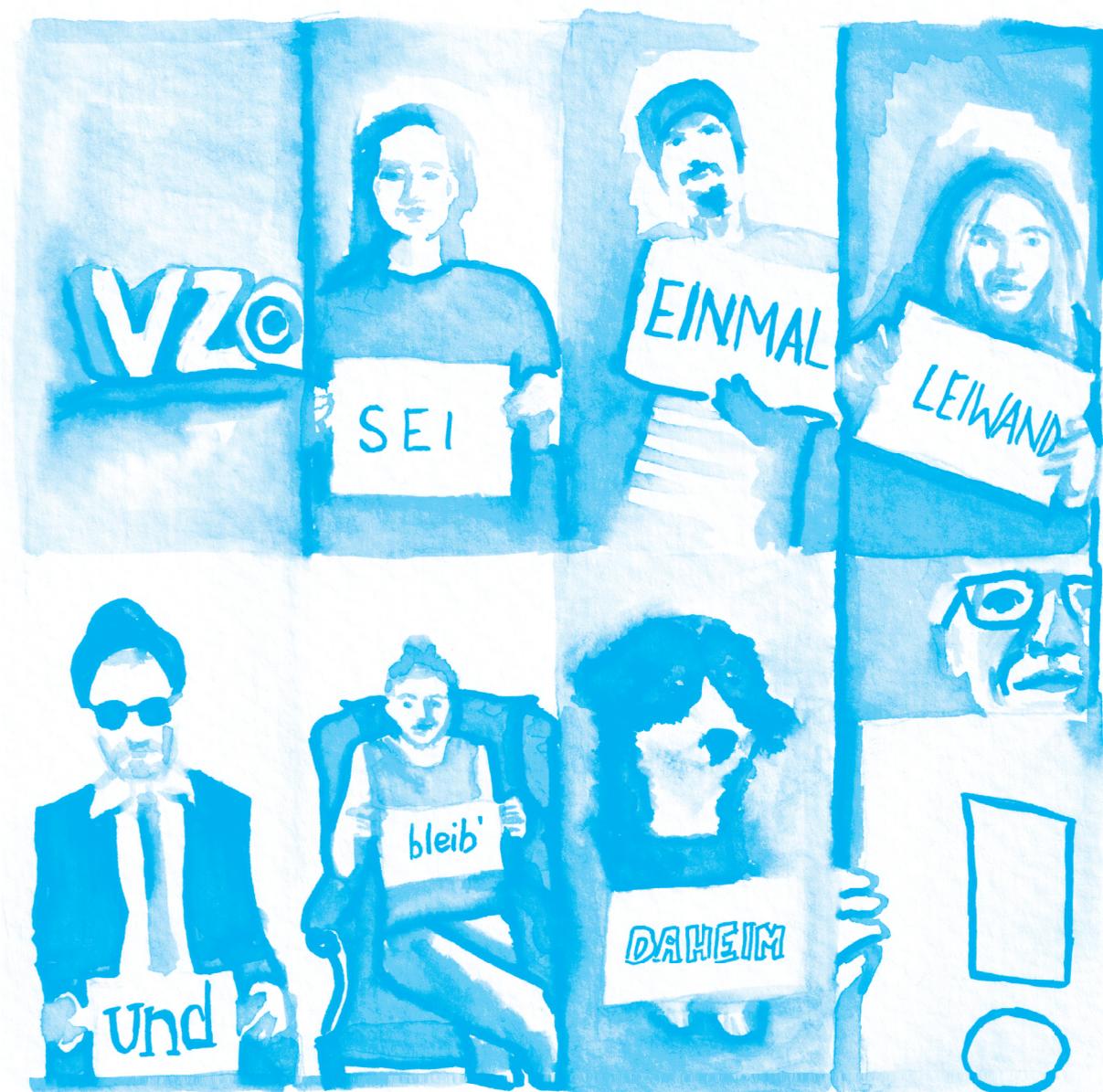
unserer Zielgruppe haben kein Internet und keinen Computer zu Hause.

Wie versucht ihr diese Zielgruppe trotzdem zu erreichen?

Für viele ist das Fenster zur Welt geschlossen. Das Problem ist, dass zwar viele ein eigenes Smartphone besitzen, aber kein Internetguthaben. Viele helfen sich normalerweise, indem sie offene Hotspots wie den vom Billa nebenan benutzen. Und diejenigen, die kein eigenes Smartphone haben, können kaum in das jetzige soziale Leben einsteigen. Es geht hierbei nicht einmal primär um uns als Jugendzentrum, sondern um das E-Learning-Programm der Schulen. Schüler/innen aus schwächeren sozialen Verhältnissen können teilweise ihre Aufgaben gar nicht machen und haben oft niemanden zu Hause, der oder die sie bei den Aufgaben unterstützen kann.

Wie könnte man sich mit diesen Jugendlichen solidarisieren?

Natürlich würde es helfen, wenn jemand das



Internet solidarisch für andere Bewohner/innen im Haus öffnet. Genauso, wie man Menschen aus Risikogruppen anbietet, für sie einzukaufen oder zu kochen, kann man auch anbieten, das WLAN zu teilen. Im Falle der Kinder und Jugendlichen ohne eigenen PC ist es etwas schwieriger. Wir versuchen gerade, die davon betroffenen Kinder und Jugendlichen ausfindig zu machen. Wir haben einen Fragenkatalog entwickelt, den wir abarbeiten, wenn wir unsere ganzen Kontakte abtelefonieren. So können wir schauen, was genau die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen sind und können dann auch versuchen zu vermitteln. Außerdem betreiben wir viel Aufklärungsarbeit bezüglich Corona. Über die Familiensituation können wir momentan gar nicht sprechen, da die Eltern mithören können. Es fehlt oft die Privatsphäre. Und

dann gibt es auch noch die Gruppe von Jugendlichen, die prinzipiell erreichbar wäre, wo wir uns aber nicht sicher sind, ob sie überhaupt erreicht werden wollen. Das hat sich auch in Corona-Zeiten nicht verändert.

Gibt es schon eine Aufmerksamkeit seitens des Bezirks, was die Problematik betrifft?

Am Donnerstag, den 9. April hat der Bundesminister für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Heinz Faßmann, eine Initiative der Regierung verkündet, bei der rund 12.000 Laptops und Tablets an betroffene Schüler/innen der Bundesschulen verteilt wurden. Die Bezirksvorstehung Meidling sammelt Endgeräte für die Neuen Mittelschulen der Stadt Wien und leitet diese an die Schulen weiter.

Wenn Sie Schüler/innen unterstützen und Ihre ungenutzten Geräte spenden möchten, melden Sie sich unter post@bv12.wien.gv.at.

Geschichten der Gemeinsamkeiten



Gegenwärtig wird viel von Solidarität gesprochen. Aber was bedeutet Solidarität in diesen Zeiten, für die Gesellschaft im Allgemeinen und das Theater im Besonderen? Ein Gespräch mit der Politikwissenschaftlerin Barbara Prainsack. Die Fragen stellte Michael Isenberg.

Man kann den Eindruck gewinnen, dass gegenwärtig der etwas vergessene Begriff der Solidarität eine neue Renaissance erfährt. Deckt sich das mit Ihren Beobachtungen?

Deckt sich das mit Ihren Beobachtungen?

Ja, der Begriff erlebt eine Renaissance. Es ist gut, wenn man sich jetzt mehr damit auseinandersetzt, was man durch gegenseitigen Beistand und Kooperation erreichen kann. Gleichzeitig sehe ich es auch mit Sorge, wenn man gegenwärtig bestimmte Dinge als Solidarität feiert, die eigentlich selbstverständlich sein sollten und die ich nicht als Solidarität bezeichnen würde, wie zum Beispiel den Beistand in der Nachbarschaft oder in der Familie, etwas, das man eher mit Begriffen wie Freundschaft oder Liebe beschreiben kann. Und ganz sicher handelt es sich auch um eine falsche Verwendung des Wortes, wenn manche Politiker/innen das Los geflüchteter Menschen für geringer achten und sagen, wir müssen erst einmal auf uns selbst schauen. Solche Formen einer „exklusiven“ Solidarität, aus der Menschen mit der falschen Staatsbürgerschaft oder der falschen Religion ausgeschlossen werden, steht in einer Krisensituation, wie wir sie gerade erleben, einer wirkungs- und gehaltvollen Solidarität im Weg.

Sie plädieren also für einen genaueren Umgang mit dem Begriff?

Man muss vor allem aufpassen, nicht alle Eingriffe in die Freiheit der Menschen automatisch mit Solidarität zu rechtfertigen. Es ist völlig legitim, dass Freiheit zum Schutz der Gesundheit von Menschen temporär beschränkt wird, wie das derzeit in der

Corona-Krise der Fall ist. Aber das macht diese Beschränkungen nicht automatisch solidarisch; und auch, ob Menschen sie aus Solidarität oder aus anderen Gründen befolgen, muss man sich im Einzelfall genau ansehen. Denn sonst könnte man auch sagen, dass das, was Viktor Orbán in Ungarn macht, aus Solidaritätserwägungen gerechtfertigt ist: Wir müssen jetzt zusammenhalten, und am handlungsfähigsten sind wir mit einem starken Führer. Das wäre verfehlt; Orbáns Coup hat mit Solidarität nichts zu tun.

Wie definieren Sie in Ihrer Forschungsgruppe Solidarität?

Wir verwenden eine Definition, die es uns erlaubt, Solidaritätsbegriffe von anderen „pro-sozialen“ Praktiken zu unterscheiden. Von Solidarität sprechen wir dann, wenn Menschen etwas tun, um andere zu unterstützen, mit denen sie Gemeinsamkeiten erkennen. „Gemeinsamkeiten erkennen“ bezieht sich nicht auf scheinbar objektive Kategorien wie Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit oder Religion, sondern auf all das, was wir gelernt haben, als Gemeinsamkeiten zu erkennen. Wenn ich gelernt habe, dass wir mit allen Menschen gemeinsam haben, dass wir gesund sein wollen, dass wir uns vor Krieg, Konflikt und Verfolgung fürchten, dann kann ich auch mit Menschen auf der Flucht oder Menschen, denen es schlechter geht als mir, Gemeinsamkeiten erkennen. Das unterscheidet auch die Solidarität von anderen „guten“ Praktiken wie zum Beispiel der Nächstenliebe.

Eine Ausnahmesituation wie die derzeitige macht gewisse Gemeinsamkeiten ja erst sichtbar, die Menschen „erleben“ neue Formen der Gemeinsamkeit. Können auch künstlerische Erlebnisse wie Theater Solidarität befördern? Kann man Solidarität initiieren?

Erlebnisse sind total wichtig! Wenn man etwas erlebt, auch wenn es nicht Teil der eigenen Lebensrealität ist, dann kann man Gemeinsamkeiten viel leichter erkennen. Das Theater sowie Kunst und Kultur allgemein können hier solidaritätsstiftend wirken, Gemeinsamkeiten nachvollziehbar machen und die Frage nach den wirklich wichtigen Unterschieden stellen. Um beim Beispiel der geflüchteten Menschen zu bleiben: Der Hauptunterschied zwischen Menschen in Österreich, die es gut haben, und den Menschen in Flüchtlingslagern in Griechenland ist, dass wir in sicheren Verhältnissen leben. Versetzen wir uns in ihre Lage, wären wir auch wahrscheinlich davongelaufen oder hätten es versucht.

Das Stadtlabor Raunen ist angetreten mit dem Anspruch, Stimmen in der Gesellschaft hörbar zu machen, die oft im allgemeinen Diskurs untergehen. Was denken Sie, welche Stimmen gerade mehr gehört werden müssten?

Natürlich zählen dazu Menschen, die die Situation sehr trifft: Eltern, Alleinerziehende, Menschen, die ihren Job verlieren usw. Im Besonderen betrifft es „Randgruppen“ – das hat man früher gesagt, und



in gewisser Weise stimmt es immer noch, da viele Menschen nur am Rande bedacht werden. Dazu zählen Menschen ohne stabile Wohnverhältnisse, Menschen, die an Suchtkrankheiten leiden, aber auch Leute, die Berufen nachgehen, die unserer moralischen Ökonomie nicht entsprechen. Ein Beispiel aus den Niederlanden: Dort gibt es jetzt für kleine Unternehmen Wirtschaftshilfe. Aber ausgeschlossen sind zum Beispiel Tätowierer/innen und Sexarbeiter/innen. Wer ist jetzt am Rande unserer Ökonomie, unseres sozialen Systems, aber auch unserer moralischen Ökonomie?

Was wären Bereiche, die wir dringend angehen müssten für eine solidarischere Gesellschaft?

Grundsätzlich müssen wir uns überlegen, ob wir

überhaupt einen Arbeitsbegriff haben, der noch angebracht ist. Das sehen wir jetzt während der Pandemie sehr deutlich. Jene, die schlecht oder gar nicht bezahlt werden, machen eigentlich die wichtigste Arbeit. Jetzt klatschen wir plötzlich für die Alten- und Krankenpfleger/innen, aber in Wirklichkeit behandeln wir sie total schlecht. Die sind ja immer noch unterbezahlt. Wenn solchen Menschen eine bessere Absicherung zukäme, wäre das wirklich sehr gut. Darüber hinaus müssten wir unser Wirtschaftssystem hinterfragen. Viele Menschen tun das jetzt – sie fragen, ob wir weiterhin ein System wollen, das so sehr von ständigem Konsum abhängig ist. Das dritte ist das Gesundheitssystem. Wir sollten vielleicht ein bisschen weniger rationalisieren und bereinigen, sondern uns stattdessen überlegen, wie wir generell unsere

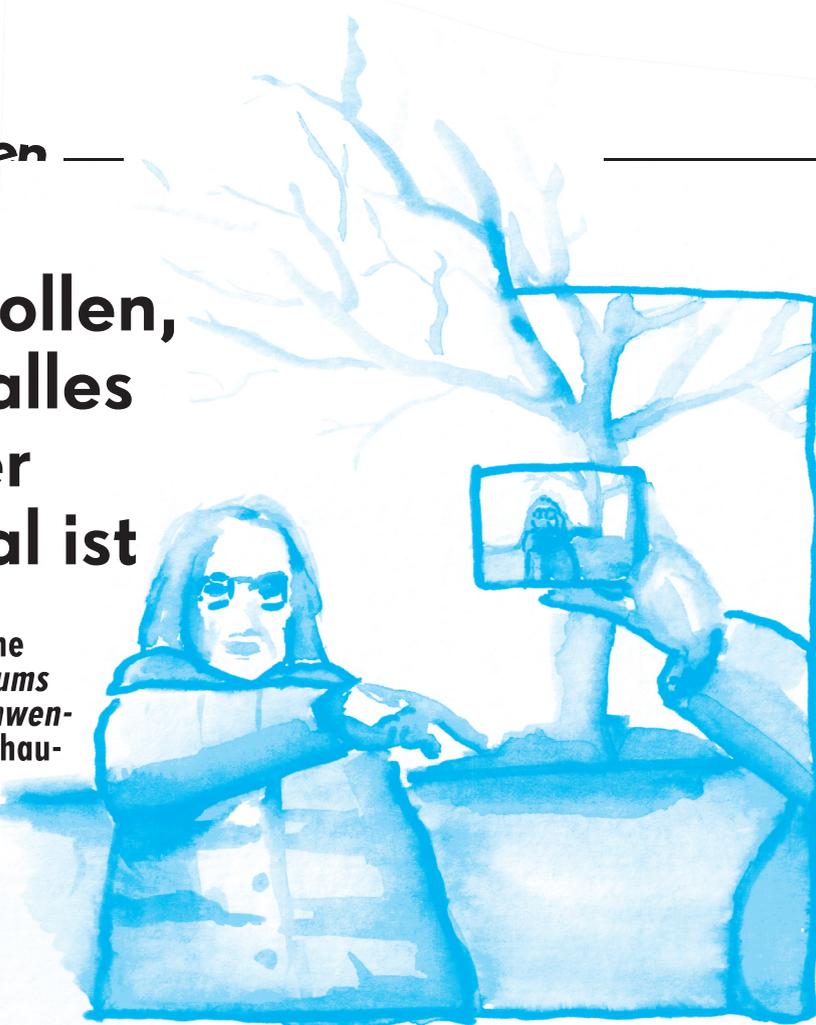
Gesundheitsversorgung stärken können, Kapazitäten stärken, Menschen ausbilden, die Pflegearbeit und die sprechende Medizin aufwerten.

Welche Geschichten würden Sie jetzt und in näherer Zukunft mehr hören wollen?

Ich glaube es wäre wichtig, Geschichten zu erzählen aus dem Lebensalltag jener Menschen, die man normalerweise nicht hört. Ich würde gern die Geschichten von alleinlebenden Menschen hören, die jetzt einsam sind, von Menschen ohne Wohnung oder von Menschen mit Suchterkrankungen. Alltägliche Geschichten von diesen Menschen: was sie brauchen, womit sie kämpfen, welche Lösungen sie finden. Solche Geschichten würde ich gerne mehr hören.

Wir wollen, dass alles wieder normal ist

Eine Recherche des *Ministeriums für Zeitverschwendung*, dem Schauspielclub zum Thema Arbeit



Das *Ministerium für Zeitverschwendung* arbeitet aufgrund des Versammlungsverbots online weiter. Statt einer Premiere wird es im Juni möglich sein, die Arbeitergasse mit einer App zu durchlaufen und so die unterschiedlichen inhaltlichen Auseinandersetzungen der Minister/innen in Form von Suchbildern, urbanem Achtsamkeitstraining und Aufforderungen zu kleinen künstlerischen Interventionen zu erleben. Sichtbar wird gerade, dass viele Berufe, in denen vorwiegend Frauen arbeiten (Supermarkt, Pflege, Reinigung) systemerhaltend sind. Und dass diejenigen, die in der Krise am meisten Belastungen zu tragen haben, Frauen sind. Die Wertschätzung gegenüber jenen oft unzureichend bezahlten Berufen scheint in den letzten Wochen gestiegen zu sein, es ist die Rede von Bonuszahlungen und eine Zeit lang wurde auch noch täglich applaudiert. Aber was wird nach der Krise sein? Ein Interview mit zwei Mitarbeiterinnen eines Supermarkts.

Sie arbeiten nach wie vor an Ihrem Arbeitsplatz. Haben Sie Angst vor Corona?

Arbeiterin 1: Am Anfang war man ängstlich, wenn man mit den Kund/innen redet. Wie soll man einen Abstand halten, wenn viele Kund/innen kommen und Fragen stellen, alles wissen wollen? Aber die Gedanken verschwinden durch die Arbeit. Wir arbeiten so wie immer und denken dann nicht mehr darüber nach. Ich finde es schon super, dass wir jetzt diese Masken tragen können.

Arbeiterin 2: Wir haben keine große Angst. Wir schützen uns mit Desinfektionsmittel und Handschuhen. Wir haben keine Zeit, um groß nachzudenken. Wir machen unsere Arbeit so wie immer.

Politiker/innen schenken der Arbeit in den Supermärkten während der Krise mehr Beachtung. Haben Sie das mitbekommen?

Arbeiterin 1: Ich hoffe, dass sie uns weiterhin schützen. Sie haben schon die Öffnungszeiten eine Stunde gekürzt, das war auch nicht schlecht. Wir hoffen, dass wir gesund bleiben und dass es schnell vorbei ist. Wir müssen weiterhin offen bleiben. Wir dachten erst, dass wir geschlossen werden. Aber das geht nicht, das wäre dann eine Katastrophe, meiner Meinung nach.

Es wird in der Politik gesagt, dass die Arbeit in Supermärkten wichtig ist. Wie denken Sie darüber?

Arbeiterin 2: Ich glaube, die denken weiterhin nicht sehr viel an uns. Wer weiß, vielleicht wird man eine Belohnung bekommen vom Staat. Das haben wir mal gehört. Aber wir haben noch nichts bekommen. Nur von der Firma haben wir eine Zahlung bekommen. Im Endeffekt sind wir froh, dass wir unsere Arbeitsplätze nicht verloren haben. Wissen Sie, diese Angst ist immer in den Leuten drinnen. Wir wollen gerne ein bisschen was bekommen. Wenn es nicht geht, dann ist das so. Sie wissen, wie das ist. Wir sind nur kleine Leute.

Signalisieren, dass die Opfer

Maria Rösslhuber ist Geschäftsführerin des Vereins Autonome Österreichische Frauenhäuser (AÖF). In Kooperation mit dem Verein AÖF und den *wohnpartnern* Wien nimmt das Junge Volkstheater die performative Lesung *Hinter der Fassade* als Video-Format wieder auf.

Im Gespräch mit Constance Cauers erklärt Maria Rösslhuber, warum häusliche Gewalt an Frauen und Kindern in der Corona-Krise zunimmt und was man dagegen tun kann.

Was bedeutet diese Situation für Frauen und Kinder, die häusliche Gewalt erleben?

Für gewaltbetroffene Frauen und Kinder kann das die Hölle sein, denn es bedeutet, eingesperrt zu sein mit dem Gewalttäter. Gewaltbereite Männer nutzen die Situation aus, sie rechnen damit, dass ihre Partnerin gerade in dieser Krise nicht so einfach weg kann, sie wissen, dass eine Trennung, Scheidung oder eine Flucht in ein Frauenhaus womöglich sehr schwierig ist. Sich Hilfe zu holen, irgendwo anzurufen, die Polizei zu verständigen ist für Frauen und Kinder noch viel schwieriger, wenn der Peiniger ständig anwesend ist und noch mehr kontrollieren kann als sonst.

Ist ein Anstieg von Gewalttaten durch Ehemänner und Väter zu verzeichnen? Wie ist die Situation bei den AÖF und der angedockten Hotline derzeit?

Es gibt bereits eindeutige Anzeichen einer Zunahme von häuslicher Gewalt und es ist anzunehmen, dass sie weiter steigen wird, je länger die Ausgangsbeschränkungen anhalten. Beinahe jede zweite Anruferin berichtet über Gewaltvorfälle, über langjährige Gewalt in der Beziehung, die sich gerade jetzt zuspitzt und eskaliert. Einige Frauen sind mit Morddrohungen konfrontiert, haben jedoch Angst, die Polizei zu rufen. Frauen berichten, dass sie von ihren Ex-Partnern stark unter Druck gesetzt werden, weil sie unbedingt die Kinder sehen wollen, trotz Corona und Ansteckungsgefahr. Manche Väter drohen, die Kinder nicht mehr zurückzubringen oder den Kindesunterhalt einzustellen oder reduzieren zu wollen, weil sie arbeitslos oder in Kurzarbeit geschickt worden sind. Es gibt aber

nicht allein sind

auch viele Frauen, die Existenzsorgen haben, weil sie auf die staatlichen Kindesunterhaltsvorschlüsse warten, die nicht ausbezahlt werden. Manche Frauen möchten flüchten, zu ihren Familien, Verwandten oder Bekannten, dürfen aber nicht wegen Corona. Ungestört zu telefonieren und den Koffer zu packen mit den wichtigsten Dokumenten, Kleidung, Medikamenten, Spielsachen und Schulsachen für die Kinder ist derzeit eine große Herausforderung.

Welche Aufgabe haben Nachbar/innen, Angehörige, Freund/innen in der derzeitigen Ausnahmesituation?

Aktive und mutige Nachbar/innen sind sehr wichtig in Zeiten der Corona-Krise, sie wissen viel und können Gewalt verhindern, wenn sie Gewalt unterbrechen oder rechtzeitig Hilfe holen. Manchmal kann schon ein Klingeln an der Tür dafür sorgen, dass nichts Schlimmeres passiert. Sie können ganz banal fragen, ob sie sich z.B. Zucker oder Milch ausborgen können. Mit dieser sogenannten paradoxen Intervention können sie eine Gewaltsituation unterbrechen und den betroffenen Frauen und Kindern signalisieren, dass sie alles mitbekommen haben und die Opfer nicht allein sind. Das ist auch ein starkes Signal dem Täter gegenüber. Nachbar/innen können die Polizei rufen, um Gewalt zu stoppen und den betroffenen Frauen und Kindern womöglich kurzfristig Unterschlupf anbieten.

Was kann ich als Betroffene tun?

Betroffene Frauen können sich jederzeit rund um die Uhr an die Frauenhelpline gegen Gewalt **0800/222 555** wenden und bei gefährlicher oder akuter Situation an die Polizei 133 oder 122. Neben der telefonischen Beratung gibt es auch die Onlineberatung für Frauen, die in dieser schwierigen Zeit nicht telefonieren können. Beim Helpchat **www.haltdergewalt.at** können sich Frauen und Mädchen täglich von 15 bis 22 Uhr Hilfe holen. Um auch Frauen aus anderen Herkunftsländern zu helfen, gibt es sowohl bei der Frauenhelpline als auch beim Helpchat ein mehrsprachiges Angebot. Es gibt auch Hilfe für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche: telefonisch bei Rat auf Draht 147 und unter **www.gewalt-ist-nie-ok.at**.

Soziale Nähe

In Hunger sucht das Ministerium der Versuchungen anhand der sozialen Lesart des Märchens Hänsel und Gretel und Interviews mit Expert/innen des Themas „Sucht“ nach Erklärungsmodellen für Abhängigkeitsstrukturen. Gemeinsam mit Student/innen des Studiengangs Schauspiel und Tanz der Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien und Kindern im Alter von 10-12 Jahren begibt sich das Ministerium der Versuchungen auf eine gemeinsame Forschungsreise und wird dabei von den Expert/innen des Anton-Proksch-Instituts beraten. Constance Cauers sprach mit dem Leiter der Einrichtung, die stationäre wie auch ambulante Hilfe im Bereich der stoffgebundenen Süchte anbietet. Die Produktion ist auf den Herbst 2020 verschoben.

Herr Musalek, stellt die Corona-Krise ein besonderes Problem für Menschen mit stoffgebundenen Suchterkrankungen dar? Vor welche speziellen Herausforderungen stehen Betroffene?

Wenn man zu Hause isoliert ist, dann ist man ganz auf seine eigenen Probleme zurückgeworfen. Es fehlen die entsprechenden Hilfestellungen von außen und dementsprechend kommt man leicht unter Druck und Spannungszustände – und die können leider mit Suchtmitteln gut behandelt werden. Die Gefahr eines sogenannten Rückfalls – wir nennen das Krankheitsrezidiv – ist besonders groß. Gefährdet sind ganz besonders all jene, die von illegalen Substanzen abhängig sind. Diese sind nämlich im Moment auch schlechter verfügbar, das heißt, dass Betroffene in eine Entzugssymptomatik kommen, ohne das zu wollen und letztendlich auch ohne sich behandeln zu lassen – das kann lebensgefährlich sein.

Welche Rolle spielen dabei die staatlich auferlegte Selbstisolation und der Wegfall von geschaffenen Strukturen?

Struktur ist für uns alle – nicht nur für die Suchtkranken – etwas ganz Wesentliches. Wenn diese jetzt wegfällt und wir in einen unbegrenzten Freiraum fallen, dann führt das ganz unweigerlich zu depressiven Verstimmungen und auch zu Ängsten – und diese wiederum werden eben oft mit Suchtmitteln „selbst behandelt“. Das Problem ist, dass die meisten Menschen eine von außen gegebene Struktur haben und gar nicht gewöhnt sind, sich selbst Struktur zu geben. Deshalb haben es im Moment tatsächlich jene Menschen etwas leichter, die sich üblicherweise selbst eine Struktur auferlegen müssen, wie z.B. Personen, die im Haushalt tätig sind, Student/innen, Freischaffende, während sich alle, die üblicherweise von außen Struktur bekommen – Angestellte beispielsweise – besonders schwer tun.

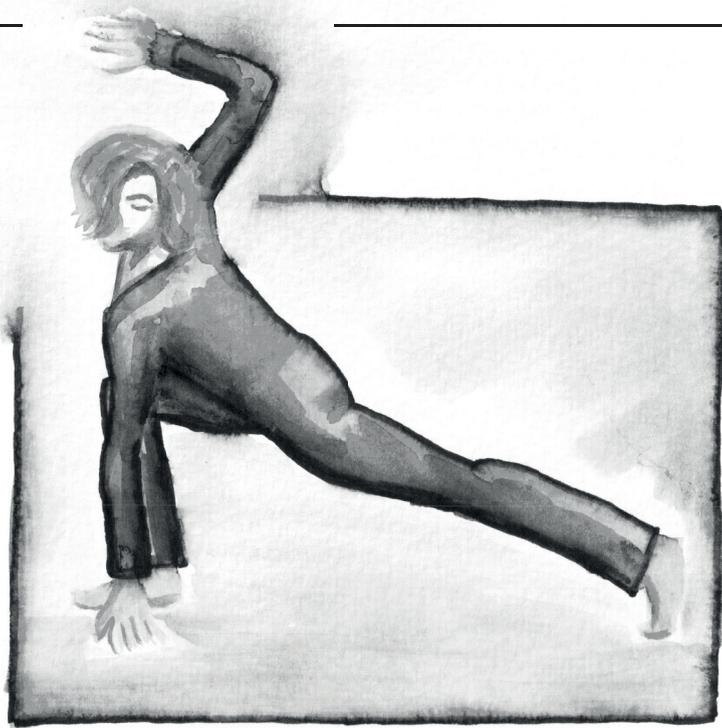
Was wäre Ihrer Meinung nach jetzt wichtig, um zu gewährleisten, dass Suchterkrankte die Krise bestmöglich überstehen?

Das Wesentlichste ist zum einen, dass immer wieder darüber aufgeklärt wird, dass Suchteinrichtungen weiterhin tätig sind und dass man hier Hilfestellungen bekommen kann. Es gibt stationäre und auch ambulante Behandlungen, mittels Telefon, und wo es erforderlich ist, auch über persönlichen Kontakt. Zum Zweiten müssen wir dringend von diesem Schlagwort des „social distancing“ wegkommen. Denn darum geht es überhaupt nicht. Es geht um körperliche Distanz, es geht darum, jemandem nicht zu nahe zu kommen, nicht angesteckt zu werden – aber wir brauchen ganz besonders in diesen Zeiten psychosoziale Nähe und auch psychosoziale Wärme! Darauf sollte der Hauptfokus in der nächsten Zeit liegen. Das funktioniert einfach nicht, dass es jede/r für sich allein schafft.



Wir sitzen alle fest im Ungewissen

Die Choreografin Jasmin Avissar leitet das *Ministerium für Erinnerung*. Ausgangspunkt ist dabei die Performance *Mind-Crossing*, in der sie die Geschichte der Holocaust-Überlebenden Sonja und Arye in eine sehr persönliche Sprache von Körper, Bewegung, Klang und Poesie übersetzt. In diesem Text schreibt sie über die gegenwärtige Situation vor dem Hintergrund ihrer eigenen Geschichte.



Ich befand mich mitten in einem kreativen Prozess, als jemand plötzlich den Stecker zog. Wie viele andere versetzte mich das in einen Zustand von Schock und Zorn und ich fühlte mich hilflos all dem ausgeliefert, was um uns geschah.

Oft, wenn ich heute mit Schwierigkeiten konfrontiert bin, suche ich nach hilfreichen Erfahrungen aus anderen Zeitpunkten meines Lebens. Geboren 1980 in Israel, gehören lebensbedrohliche Situationen seit meiner frühesten Kindheit zur Normalität. Diese Krise bildet tatsächlich den gemeinsamen Boden für Israelis und Palästinenser. Die Haltung, die ich zu Hause mitbekam, um damit umzugehen, war „Wir hören nie auf zu leben!“.

Die ständige Bedrohung mit chemischen und biologischen Waffen versetzte Israel während des Golfkriegs der frühen 1990er Jahre in einen Zustand höchster Alarmbereitschaft. Von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter wurden wir andauernd

für den Ernstfall trainiert. Wann immer Raketen einschlugen, schlossen wir uns mit Gasmasken in selbst errichtete Schutzbunker ein und warteten auf die Entwarnung.

Später, Mitte der 1990er Jahre, fanden wöchentlich Selbstmordattentate statt. Du wusstest nie, ob dein Restaurantbesuch das Letzte ist, was du jemals tust. Zu einem späteren Zeitpunkt in meinem Leben war es dasselbe, als ich in Palästina lebte. Die Atmosphäre in Ramallah, einen Tag, nachdem die israelische Armee angegriffen und 50 Menschen in der Straße erschossen hatte – es war dasselbe Gefühl eines Schocks, der inneren Erschütterung des Lebens, wie du es kanntest. Aber eine Sache blieb, auf beiden Seiten der Mauer: Wir hörten nie auf zu leben – trauern und leben. Und das war für uns, Israelis wie Palästinenser/innen, unsere stärkste Waffe: Wir ließen nichts unser Leben unterbrechen. Nun jedoch finde ich mich plötzlich in einer neuen

Realität wieder, sogar mein Heimatland hat diesbezüglich seine Ausrichtung verändert. Alles hörte plötzlich auf. Innerhalb eines Tages hatten all meine Fähigkeiten, meine Energien, meine Talente ihre Bedeutung verloren und es blieb nichts übrig, das ich tun konnte oder durfte. Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich nicht weiß, wie mit etwas umzugehen. Alles, woran ich glaube oder womit ich zu glauben aufgewachsen bin, wurde mit einem Schlag irrelevant. Obwohl wir zum jetzigen Zeitpunkt mehr Informationen haben und uns (leider) der neuen Situation anpassen, sitzen wir alle immer noch fest im Ungewissen und ich finde es fast unmöglich, in diesem Zustand irgendeinen konstruktiven Impuls zu setzen. Und so habe ich das Gefühl, alles, was wir jetzt tun, ist nur dafür da, „die Zeit vergehen zu lassen, bis ...“ ... bis wir nicht mehr festsitzen.

Übersetzung: Karin Schneider

Das Volkstheater ist weiterhin für Sie da!

Auf der Homepage des Volkstheaters haben wir für Sie einen virtuellen **Ersatzspielplan** gebastelt: Lassen Sie sich überraschen von Aufzeichnungen, die nicht unbedingt für die große Leinwand gedacht waren – jede aber dokumentiert ein künstlerisches Ereignis aus fünf Jahren aufregender Volkstheaterarbeit. Das Junge Volkstheater bietet verschiedene **Online-Workshops** an und auf Social Media finden Sie regelmäßig kleine **Videobotschaften** unseres Ensembles.

Statt einer Eintrittskarte bittet das Volkstheater um eine Spende mit dem Verwendungszweck „Volkstheater Aktion Anstatt Ticket“, wie hoch auch immer, an die Volkshilfe. Die Volkshilfe greift all jenen unter die Arme, für die die Gesundheitskrise zur existenziellen Bedrohung geworden ist, zur Überbrückung von akuten Notlagen. Und vermittelt Solidarität und Hoffnung.

www.volkstheater.at

VOLKSTHEATER